

# Zu Bernard Shaws Vermächtnis

Autor(en): **Grossmann, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1928)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759726>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zu Bernard Shaws Vermächtnis

von Karl Großmann

«Ein Kapitalist... ist bloß eine Person mit zuviel Geld und einem gesetzlichen Recht, es den Hungrigen vorzuenthalten.»  
G. B. Shaw.

«Was sehen wir?» schreibt Bernard Shaw. «Unterernährte, schlecht gekleidete, scheußlich behauste Kinder ringsum; und das Geld, mit dem sie ernährt und bekleidet und recht behaust werden sollten, millionenweise für Parfümflaschen, Perlenketten, Schoßhündchen, Renn-Automobile, Januar-Erdbeeren, die wie Kork schmecken, und alle möglichen Extravaganzen ausgegeben. Eine Schwester der nationalen Familie hat ein einziges Paar undichter Schuhe, dank deren sie den ganzen Winter durch verschnupft ist, und kein Taschentuch, um sich damit zu schneuzen. Ein kleiner Bruder versucht, von einem Batzen Speise täglich aufzuwachsen, und bricht das Herz seiner Mutter und verbraucht ihre Geduld, indem er beständig nach mehr verlangt, während ein großer Bruder fünf oder sechs Pfund für seine Mahlzeit in einem eleganten Hotel und das Souper in einem Nachtclub ausgehend, in den Händen des Arztes ist, weil er zuviel ißt und trinkt.»

Auch Walter Rathenau hat geklagt, zwei Drittel der Weltproduktion sei Tand. Auf einer andern Seite hat er den Vorschlag, zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes die großen Einkommen zu verteilen, durch die Rechnung erledigt, wie wenig die Löhne hiedurch gehoben werden könnten.

Bernard Shaw hat nie einen Konzern geleitet, und ob er noch Minister werde, ist zu bezweifeln. Aber sein letztes Buch<sup>1)</sup> ist, wie alles Würdige, aus einer Leidenschaft entsprungen – einem Besserungsdrang, den Rathenau offenbar in diesem Grade nicht kannte; sonst hätte er es nicht einem Theaterlyriker überlassen, den naheliegenden Schluß zu ziehen, daß jene Einkommensverteilung auf den Kopf bedeutend mehr ergeben müßte, wenn auch nur die Hälfte der heute an Luxusartikel verschwendeten Arbeit der Erzeugung des Notwendigen gewidmet würde.

---

<sup>1)</sup> *The intelligent woman's guide to socialism and capitalism*. London, Constable, 1928. Die deutsche Ausgabe des Buches erscheint im Verlag S. Fischer, Berlin.

Doch was ist nötig, was überflüssig? Der Entscheid hierüber ist offenbar individuell. Wenn Shaw sein Volk schilt, weil es Geld für Champagner ausgibt, bevor es allen Kindern genug Milch verschafft hat, so werden viele und angesehene Leute finden, sie hätten Champagner nötiger als Kretis und Pletis Kinder Milch. Sie werden einen Gesetzgeber, der ihnen diesen Genuß verkürzen wollte, nicht mit Unrecht als einen Tyrannen verschreien. *On est toujours le tyran de quelqu'un.*

Wenn neun Zehntel der städtischen Säuglinge, obschon vermutlich zu ähnlichen Hoffnungen wie das bevorzugte Zehntel berechtigt, dennoch dank einer häßlichen, engen, staubigen und zänkischen Umgebung und dem Mangel an feinerem Umgang und Bildung herangewachsen, in den höheren Wettbewerben dem glücklicheren Zehntel zu unterliegen pflegen und die interessanteren Türen verschlossen finden, so bedeutet dies erstens eine schlechte Ausnützung der verfügbaren Hirnsubstanz, zweitens eine nicht abzuschätzende Verkümmern von Lebenskräften, und drittens, daß ein reiches Mädchen die meisten Jünglinge ihrer Stadt nicht berücksichtigen können wird. Nicht bloß darum, weil die Beutel nicht zusammenpassen, sondern weil diese Jünglinge ihren verwöhnteren Ansprüchen an Sitte, Lebensart oder gar Kultur nicht genügen werden. « Man kann », wie Bernard Shaw meint, « ruhig sagen, daß in der großen Mehrzahl der Ehen die Natur einen sehr geringen Anteil an der Wahl im Vergleich zu den Umständen hat. Unpassende Ehen, unglückliche Heime, häßliche Kinder sind schrecklich verbreitet; weil die junge Frau, die alle jungen Männer im Lande zur Auswahl haben sollte, mit Dutzenden von Möglichkeiten für den Fall, daß sie beim erstenmal nicht gleich auf Gegenliebe stößt, gewahrt, daß sie tatsächlich zwischen Zweien oder Dreien ihrer eignen Klasse zu wählen hat, und sehr gehätschelt und getrieben werden muß, bevor sie sich davon überzeugen kann, daß sie jenen wirklich liebt, der ihr am wenigsten unsympathisch ist. »

Und damit sind wir bei der Kardinalforderung Bernard Shaws angelangt: Gleiches Einkommen für Alle; jedes Kind habe von Geburt an denselben Unterhaltsanspruch; und « unser dringendes Geschäft ist es, dafür zu sorgen, daß Lord MilliardenSpeck nicht mehr als Einstein, und keiner von Beiden mehr als die Putzfrau bekomme », da schließlich jede Zivilisation dem « Bannfluch der Ungleichheit » erliegen muß.

Was ich vielleicht am meisten an dem Buche Shaws bewundere, ist die Geduld, die dieser von Natur so neugierige, also unbeständige, und so überaus intelligente, also leicht zu langweilende Autor daran gewandt hat, seine Gedanken zu überprüfen und durchzudenken, um noch die

letzten, dümmsten Einwände zu entkräften. Wie ungehörig lange verweilt er etwa bei dem Einwurf, der Lohn habe sich doch nach dem Verdienst zu richten! Als ob es ein Verdienst wäre, gescheiter, schläuer, glücklicher zu sein als ein Anderer! Als ob die Fähigkeit zu Willenschulung und Fleiß nicht vielmehr ein Geschenk wäre, das belohnen zu wollen etwa soviel metaphysischen Sinn hat wie ein hoher Damenabsatz.

Der populäre Plan, jedem so viel zu geben als er produziert hat, ist nach Shaws Worten ein Versuch, «jedem Regentropfen in einem Wolkenbruch genau die Wassermenge zuzuschreiben, die er zu dem Vorrat eures Brunnens beiträgt.» – Es ist dies, soviel ich sehe, das einzige mißlungene Gleichnis des Buches: Wassertropfen sind kommensurabel; die Frage nach ihren Gewichten hat einen Sinn. Die Arbeiten des Erfinders einer Maschine, des ausführenden Mechanikers und des Fräuleins, das für Beide kocht, sind inkommensurabel; und die Frage nach dem «Anteil» jedes Einzelnen, sowie seiner Vorfahren, Lehrer, Liebschaften, des Eisenlieferanten, der Kohlen- und Metallarbeiter und des Archivars im Patentamt an dem entstandenen Werk ist nicht bloß unlösbar, sondern gehört zu jenen durchaus sinnlosen Problemen (*intellectually difficult problems*), die den eisernen Bestand der theoretischen Nationalökonomie ausmachen. Shaw würde besser schreiben: In eine Zisterne gießt ein Araber einen Schlauch Wein und eine Französin etwas Patchouli. Ein Deutscher kommt und fragt: Wieviel Quecksilber enthält wohl dieser Behälter?

Aber sollten nicht, da die Bedürfnisse verschieden sind, dies auch die Einkommen sein? In der Tat besteht ja das Problem der Gerechtigkeit etwa darin, zu entscheiden, welchem Zweck ein öffentliches Gebäude gewidmet werden soll, wenn 42 % der Bevölkerung für ein Kino, 19 % für ein Bordell, 15 % für eine alkoholfreie Gastwirtschaft, 13 % für eine Tanzdiele, 10 % für eine Bierhalle und 1 % für ein Institut zur Pflege guter Kammermusik stimmen. Man sieht, wie weise Shaw daran tut, diesen Knoten zu durchhauen; ein Majoritätsentscheid darüber, welchen Bedürfnissen in erster, zweiter und dritter Linie bei der individuellen Zumessung der Einkommen Rechnung zu tragen sei, dürfte nicht nach jedermanns Geschmack ausfallen; und es sind ja gerade die edleren Bedürfnisse, die leichter erschwungen, umgewandelt oder verschmerzt zu werden pflegen.

Indessen, mein Guter, wo bleibt denn der Ansporn zu nützlicher Tätigkeit, rastloser Arbeit, schlaflosen Nächten? Wer wollte sich denn die Seele aus dem Leibe schufte, wenn er doch nicht mehr erhielte als jeder Faulpelz?

Die Frage nach der Wichtigkeit des Geldmotivs ist heikel. Gewiß, die größten Entdeckungen, die besten Werke verdanken wir nicht ihm. Ferner würde z. B. Henry Ford seinen furor efficiens wohl unter jeden Umständen austoben müssen, sei es nun in eigenen oder staatlichen Fabriken. Auch werden heute ungezählte Arbeiter und Angestellte nach Zeit, nicht Werk, entlohnt und haben keine Aussicht, je aus ihrer Gehaltsklasse emporzusteigen. Sie arbeiten trotzdem. Doch wie könnte man darob die wichtige Menge der Kaufleute, Techniker, Bankiers und Bauern vergessen, deren Eifer so eng an die Hoffnung auf Mehrerwerb geknüpft ist?

Unter der Fuchtel der Gleichheit dürfte die Einbuße an Geschäftigkeit gewaltig sein; die Geschäfte würden, das scheint sicher, flau. Ich fürchte sehr, daß Betriebe wie das *Berliner Tageblatt*, oder das Café de la Bourse, oder das Kulmhotel eingestellt werden müßten; und wer kann wissen, wie es der pharmazeutischen Branche ergehen würde? – Das Geldmotiv ist wenigstens jetzt und wenigstens an meinem Wohnort ein mächtiger Hebel, der jährlich viele, darunter nützliche Dinge auf den Markt wirft. Obige Frage dürfte je nach Ort und Zeit verschieden zu beantworten sein. Was morgen in Rußland möglich sein wird, war es gestern in Monaco nicht.

Mit unserer – sozusagen – automatischen Regulierung des Zu- und Abflusses der Arbeit von und zu den Arbeitsstellen wird es in Shaws Idealzustande freilich aus sein. Shaw schlägt vor, die abzuschaffenden Lohnunterschiede durch solche der Muße – « Freiheit ist Muße » – zu ersetzen: Die Arbeitszeit der beliebteren Berufe würde so lange verlängert, diejenige der weniger gesuchten so lange verkürzt, bis die Verteilung der angebotenen Arbeit dem relativen Arbeitsbedarf der einzelnen Betriebe entspräche.

Da haben wir es: Verstaatlichung! Bürokratie! Stümpertum! Faulheit! Unterschleife und Bestechung!

In der Tat würde die Gleichheit der Einkommen nicht ohne eine staatliche Kontrolle über Land, Kapital und Industrie zu verwirklichen sein. Die aus günstiger gelegenen Grundstücken, besonders ergiebigen Minen, außerordentlicher Geschäftsbegehung etc. zu ziehenden Renten sollen ja nicht mehr in private Taschen fließen, sondern dem gemeinen Nutzen zugute kommen. Während z. B. heute die Förderungskosten in den schlechtesten unter den ausgebeuteten Zechen den Kohlenpreis bestimmen, wird es sich der Staat als Kohlenherr über die schlechten wie die guten Bergwerke gestatten können, die Kohle zu einem niedrigeren

Preise zu verkaufen – dem nämlich, der seine *mittleren* Kosten deckt. Es ist dies eines der zahlreichen Beispiele, die Shaw zugunsten des Staatsbetriebes anführt.

Der Staat, der auf den Rat dieses teuflischen Greises hört, wird mit dem Ruf: *va banque!* die großen Profitinstitute übernehmen und deren Dienste dem Publikum erheblich billiger, nämlich – einem Grundsatz des Fleinerschen Verwaltungsrechts gemäß – zum Kostenpreis anbieten müssen.

Das übliche Gezeter über die Mißwirtschaft der Staaten ist nicht unbegründet. Beamte sind verdächtige Leute, und ihre Uhren gehen oft entsetzlich langsam. «Die Niedertracht der Ämter und die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist», sind alte Klagen. Doch – sagt der Patriarch – doch was bedeutet denn dies alles verglichen mit den Sünden der Privatwirtschaft – ihrem wahnwitzigen Reklame-Aufwand, der Raubwirtschaft an Kohle, Öl und Wäldern, den Triumphen des Schwindels und des Faustrechts, der auf Bedürfnisse dritten Ranges eingestellten Produktion, ihren periodischen Kollern und Krisen, dem Kampf aufs Messer um die Märkte, Krieg, Hunger, Elend, Verrohung und Verödung in jedem Betracht? «Stellt Euch in einem Auto vor, das Ihr nicht zu lenken versteht und nicht bremsen könnt, mit einem erschöpflichen Benzinvorrat im Tank und 90 km Geschwindigkeit auf einer mit Felsen bestreuten, von jäh Klippen umsäumten Insel einherrasend. So kommt einem das Leben unter dem Kapitalismus vor, wenn man es zu verstehen beginnt.» – Wer die Greuel des 19. Jahrhunderts schon vergessen hat, der lese etwa das 47. Kapitel dieses Buches, um zu gewahren, was es bedeutet, wenn unter modernen Umständen der Staat die Herren, die ihm *Laissez-faire!* zurufen, machen läßt. Wo wären wir ohne den altbewährten Kommunismus Europas: das öffentlich besorgte Verkehrs-, Gesundheits-, Versicherungs-, Schutz- und Erhaltungswesen, fragt G. B. S.

Soweit gut und schön. Aber glaubt denn dieser Lustspieldichter, daß der Bauer den Kommissär, der ihm sein Land wegnehmen will, umhalsen wird? Daß der Ingenieur nichts inniger ersehnt, als mit dem Arbeiter Genossenschaft zu trinken? Daß irgend ein delegierter Verwaltungsrat Halleluja singen wird, wenn er eines Abends in der Zeitung liest, sein Unternehmen sei, zu einer Korporation des öffentlichen Rechts erhoben, vom 1. Mai an als ein Bestandteil des neugegründeten Staatsressorts für volkstümliche Kau- und Rauchpräparate zu betrachten? Und daß es so leicht ist, etwa eine Nadelfabrik zu übernehmen, wenn

der Direktor landesflüchtig, die Maschinen entzwei, die Spezialisten erschossen und der Stahlvorrat erschöpft ist?

Nein, Shaw glaubt das alles nicht. Er hat dies und viel mehr weit gründlicher erwogen als die meisten Zeitungsschreiber. Er kennt die Wirklichkeit dank seiner Phantasie und weiß die Formel *rebus sic stantibus* wie irgendein Papst zu gebrauchen. Er weiß, daß ohne guten Willen und Verstand nichts verbessert werden kann, und daß diese Kombination von Eigenschaften vorderhand selten anzutreffen ist. Aber er glaubt nicht daran, daß die menschliche Natur unveränderlich sei und überall derjenigen des um das Jahr 1850 in Manchester verstorbenen Kaufmanns Benjamin Jones gleichen müsse. Man braucht kein Historiker zu sein, um ihm darin beizustimmen.

Das große Argument gegen den Sozialismus sind die Vereinigten Staaten von Amerika: das Land der unerhörtesten Verschiedenheit der Einkommen und des allgemeinsten Wohlstandes, der hemmungslosen Freibeuterei und der mächtigen Vollbringungen. Ob diese gewaltige Stillung der elementaren Bedürfnisse eines halben Kontinents ohne die kaum gefesselte Brutalität, den unbetreuten Wagemut Einzelner, und ohne den lebensgefährlichen Ansporn eines schonungslosen Wettbewerbes schon jetzt zustande gekommen wäre, ist sehr fraglich. Es war dies keine Beschäftigung für Schwätzer in Parlamenten, Schlafmützen in Kommissionen und Griesgräme in Beamtenstuben. Es war eine Aufgabe für Männer. – Indessen, wie viele von diesen Männern und Weibern gingen – verstümmelt, zermalmt, verhungert, verseucht – zugrunde. Wieviele immer noch? Die Überlebenden lachen und preisen den Kampf ums Dasein, in dem die Tüchtigen obsiegen. Die Toten sind vergessen.

Immerhin ist in diesem ultra-kapitalistischen Land die Bernard Shaw so verhaßte Armut wenig bekannt; vielmehr tritt der geistig entnervende Einfluß der Satttheit überall zutage. Ich weiß nicht, was schlimmer ist: ein Prolet, der zu wenig, oder einer, der zu viel hat. Shaws forcierte Ausfälle gegen die Armut gehören zu jenen Übertreibungen, die der Dichter eigentlich nicht nötig hätte. Carnegies Rezept nicht einer mäßigen, sondern einer krassen Ungleichheit der Einkommen wird solange nicht zu verachten sein, als der Staat die ideale Rolle der großen Gewinner nicht übernehmen kann, das nationale Netto-Einkommen, das, unter Viele verteilt, größtenteils verschleudert würde, nach Abzug eines unmerklichen Bruchteils für den Privataufwand der paar Milliarden, produktiv anzulegen. (Ein, versteht sich, nirgends wirklich eingehaltenes Rezept; eine bisher sehr mangelhaft besorgte Rolle.)

Ich habe nur einige der bösen Anreize erwähnt, welche die Möglichkeit, sich auf Kosten Anderer zu bereichern, erzeugt. Die Ungleichheit ist es, welche, die Nachfrage nach Schnaps und Plunder unterstreichend, die nach dem Nötigen mißachtend, unsern nun sattsam erörterten Zustand ermöglicht. Indem sie Lüge, Verbrechen und Prostitution in jeglichem Sinne fördert, vergiftet sie die menschlichen Beziehungen. « Die Gesellschaft ist wie eine Maschine dazu bestimmt, mit dem Öl der Gleichheit glatt zu funktionieren, in deren Lager ein bösertiger Dämon fortwährend den Sand der Ungleichheit schüttet. »

Freilich habe ich auch die Vorteile der Ungleichheit nicht erwähnt. Ich muß da schon auf die *Betrachtungen eines Unpolitischen* verweisen. (Sie sind nicht von mir.) Man darf wohl sagen, daß kaum eines der gediegenen und erlesenen Dinge, die den Bestand der abendländischen Kultur ausmachen, ohne die berüchtigten Ungleichheiten der vergangenen Jahrhunderte da wäre – was allerdings wenig gegen moderne Möglichkeiten beweist.

Ich kann meine Anspielungen auf einen Bruchteil dieses bedauerlichen Buches nicht schließen, ohne eines besonders abstoßenden Zuges zu erwähnen: seiner Angriffe auf gewisse Kreise nämlich, die es mit charakteristischer Taktlosigkeit als Müßiggänger bezeichnet. Shaw geht soweit, zu behaupten, Müßiggang richte mehr Schaden in einem Jahr an als alle gesetzlich strafbaren Verbrechen auf der Welt in zehn; ja er versteigt sich zu folgendem Satz: « Jede, die weniger als ihr Pensum an Arbeit verrichtet, und dennoch ihren vollen Anteil an dem durch Arbeit hervorgebrachten Reichtum bezieht, ist eine Diebin und sollte behandelt werden wie jede andre Sorte Dieb behandelt wird. »

Nun ist's genug; ich ende und lasse den unvergleichlich größeren Teil meiner Notizen unbenutzt. Nur zwei Dinge möchte ich noch bemerken:

1. S. 118 steht der Satz: « Eine Person ausbeuten heißt, Geld aus ihr ziehen, ohne ihr ein Äquivalent dafür zu geben. » – Wenn es keinen Sinn hat, bei einer gemeinsamen Leistung nach dem relativen Anteil des einzelnen Mitarbeiters an dem Resultat zu fragen, so hat es auch keinen, von einem Äquivalent für seine Leistung oder von Ausbeutung zu reden.

2. Shaw benutzt zwar die Definition: Kapital ist erspartes Geld, braucht aber dann öfters, namentlich S.S. XXIV, XXX, 230, 246, 279, Wendungen wie: Kapital sei « ein vergänglicher Stoff », es müsse « aufgegessen » werden, sonst « verderbe » es. Nun merkt ja freilich ein Kind,



wenn es aufpaßt, daß er nicht Geld meint, sondern die Gebrauchsgüter, auf die es einen Anspruch verleiht; aber da man beim Lesen nicht gern aufpaßt, so pflegen solche Quiproquos, zumal unter Sozialökonomem, große Verwirrung und heftigen Kathederlärm anzurichten.

An der Geringfügigkeit dieses Versehens mag man den Dank er-messen, welchen das Publikum George Bernard Shaw für seine ent-sagungsvolle Mühe schuldet, ein wichtiges und verwickeltes Thema so klar als möglich zu behandeln; für seine Methode, « das Nest, nicht die Hecke zu zeigen ».

Der Geist dieses Buches – *l'esprit des lois* – dürfte von Einfluß auf die Zukunft sein. Die Frage ist, welche Widerstände sich dagegen setzen werden.